



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tagebuch.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

T a g e b u c h.

I.

Aus Berlin.

Stellen-Anerbieten. — Ein hon mot von Jules Janin. — Graf Arnim. — Widersprüche in der Verfassungsfrage. — Studenten nach Oesterreich. — Herr Deinhardstein und sein Aufenthalt. — Gräfin Hahn. — Gutsbesitzer und Schriftstellerinnen. — Die Bühne. — Ein Selbstmord.

Wissen Sie Keinen unter Ihren Bekannten, der die Güte haben möchte, Finanzminister in Preußen werden zu wollen? Sie würden uns durch Ihre gefällige Verwendung einen großen Dienst hier erweisen und einer peinlichen Verlegenheit entreißen, in der wir uns seit fast einem Monat befinden. Diese Woche sagte man sogar, Graf Arnim habe sich herbeigelassen dieses Portefeuille zu übernehmen. Dieses erinnerte mich an ein hon mot von Jules Janin, der in einem Feuilleton des Journal des Debats einst sagte: Ein rechter Feuilletonist kann über alle Dinge schreiben, auch wenn er nicht das Mindeste davon versteht; nur die Mathematik macht hiervon eine Ausnahme, sie ist der einzige Gegenstand, von der man etwas wissen muß, wenn man darüber schreiben will. So könnte man auch sagen: Ein echter Cavalier kann eigentlich Chef eines jeden Ministeriums sein: wenn er auch wenig davon versteht, nur das Finanzministerium macht eine Ausnahme, Ziffern und Zahlen sind die einzigen Dinge, die sich nicht cavaliermäßig behandeln lassen. Graf Arnim wird von den Personen, die ihm näher stehen und standen, als ein genialer Mann bezeichnet, der durch Scharfsinn und andere Naturgaben Manches rasch überschaut, wozu sonst lange Erfahrung und Studien nöthig sind; der Staatsbeutel aber und namentlich der preussische ist eine philiströse lederne Maschine, die durchaus mit der bloßen Genialität sich nicht zufrieden stellt. In der That hat sich heute wieder das Gerücht zerstreut, das den edlen Grafen mit dieser prosaischen Stelle eine ganze Woche lang bedachte. Ernstlich gesprochen, wäre es in diesem Augenblicke doch sehr wünschenswerth, wenn Graf Arnim auf irgend eine Weise wieder in's Ministerium träte. In der Verfassungsfrage, die, so unglaublich es auch klingt, ernster als je verhandelt wird, wäre die Gegenwart dieses Staatsmanns, dem Jedermann strenge Loyalität, in so weit sie

sich mit der Politik vereinigen läßt, zuerkennen muß, von guten Folgen. Personen, welche den geheimen Staatsverhandlungen nahe stehen, schildern die Ansicht des ehemaligen Ministers des Innern folgendermaßen. Als die Reichsständefrage zum ersten Male wieder auf's Tapet kam, war Graf Arnim entschieden dagegen. Entweder — sagte er — Preußen muß bei Einführung einer Repräsentativregierung einen ganzen Schritt thun oder gar keinen; entweder eine vollständige Constitution mit zwei Kammern und Alles was daran sich knüpft nach englischem und französischem Muster, oder beschränkte Provinzialstände in der bisherigen Form. Da nun der Conservatismus überhaupt die Nothwendigkeit einer Abänderung des absoluten Staatsprincips in ein repräsentatives für unnöthig und gefährlich erklärt, so versteht sich von selbst, daß das bisherige System als das durchaus Beizubehaltende erklärt wurde. Mittlerweile aber hat die Verfassungsfrage doch sich festgesetzt und nun soll Graf Arnim seiner Alter-native treu geblieben sein, indem er behauptet, daß wenn einmal die Verfassung doch geändert werden soll, der volle Schritt ganz allein Preußens würdig sei. Diese Ansicht hat in den eingeweihten Kreisen mehr Anhänger als man vermuthen sollte. Nichtsdestoweniger ist die Zahl, die für die geringste Ausdehnung des Repräsentativrechts stimmen, wie natürlich, die größte und überwiegendste. Und in dieser engzugeschnittenen Form kreuzen sich nun die verschiedensten Entwürfe und Vorschläge. Da man die ausgebildeten Formen der großen constitutionellen Länder nun einmal nicht adoptiren mag, so bleibt der Phantasie und dem Erfindungsgeiste eines jeden einzelnen Rathgebers um so mehr Spielraum. Wir könnten mehrere dieser einzelnen Pläne in ihren Umrissen hier andeuten, wenn nicht einer dem andern widersprechen würde. Auch sind derlei Einzelheiten bereits im Publicum bekannt geworden, da Jeder seinen Vertrauten natürlich seinen Plan als den wahrscheinlichsten mittheilte. Hieraus lassen sich die vielen Widersprüche in dieser Angelegenheit erklären. Ueber den definitiven Beschluß aber verlautet noch keine Sylbe. Da der König erst seit acht Tagen von seiner Reise zurückgekehrt ist, und der bekannte Besuch in Königswart zu der definitiven Entschließung manches Element hinzugefügt, oder wichtiger weggenommen haben mag. Mit Nachdruck aber wird behauptet, daß eine Manifestation vor dem ersten Januar stattfinden und die Einberufung sämmtlicher Provinzialstände nach Berlin (nach einer andern Behauptung nach einer kleinen Stadt) decretirt werden soll.

An der Universität haben nun die meisten Professoren ihre Vorlesungen geschlossen und die Studentenwelt hat sich bereits nach allen vier Enden der Welt zerstreut. Für den Wintercurfus stellt man eine große Abnahme unter den Studirenden der Medicin in Aussicht, da viele nach Wien und Prag sich wenden wo die medicinische Wissenschaft jetzt in Deutschland die höchste Blüthe haben soll und wo außerdem noch die großartigsten Spitäler den praktischen Studien am Krankenbette besondern Vorschub leisten sollen. Die unverfänglichen positiven Wissenschaften (sciences exactes) sollen wahrscheinlich in Oesterreich das wieder gut machen,

was in Bezug auf die speculativen Wissenschaften (sciences morales) gesündigt wird. Aber ein starker Arm kann für die Schwächlichkeit des ganzen Körpers unmöglich Ersatz leisten. Wie traurig Philosophie und Staatswissenschaft in Oesterreich bestellt sind, davon haben wir dieser Tage ein lebendes Beispiel in der Person des Herrn Deinhardstein hier gesehen. Dieser Mann gerirte sich als Redacteur der „ersten wissenschaftlichen Zeitschrift“ Oesterreichs (Wiener Jahrbücher). Wir müssen aber gestehen, daß dieser Redacteur eine ziemlich traurige Person ist, für seine Stellung bei der „ersten wissenschaftlichen Zeitung“ Oesterreichs, oder richtiger gesagt: eine ziemlich lustige Person! Mit dieser Armuth an Kenntnissen redigirt man in Preußen höchstens ein Theaterblatt, aber nicht die „erste wissenschaftliche Zeitschrift“. Herrn Deinhardstein's Wissenschaftlichkeit hat hier wahres Erstaunen erregt; mit den Geschichtsforschern sprach er von Poesie, mit den Philosophen von Politik, mit den Politikern von Philosophie — oder richtiger gesagt, er sprach mit allen diesen nichts als von Wiener Stadtgeschichten und schlechten Witz. Ueberall wich er einem ernstern, wissenschaftlichen Gespräch aus und war doch in diesem Ausweichen nicht geschickt genug, um nicht tiefe Blicke in den Abgrund seiner erstaunlichen Unwissenheit werfen zu lassen. Ist es möglich, daß man in Oesterreich keinen andern Gelehrten für die Redaction des ersten wissenschaftlichen Organs haben soll, als diesen sonderbaren Mann, dem man höchstens den Titel eines Schöngelstes geben kann? Herr Deinhardstein hat, als offensiblen Zweck seines hiesigen Aufenthalts, das Engagement mehrer Gelehrten zur Mitarbeitung an den Wiener Jahrbüchern anzuweisen und wir können einige höchst ergötzliche Charakterzüge citiren, in welcher Art dieser Herr seine Mitarbeiter aufgesucht, eine Art, die von der genauesten Unkenntniß der Specialbeschäftigungen derjenigen Gelehrten zeugt, an die er sich gewendet, um Artikel zu erhalten, die grade ihrer wissenschaftlichen Sphäre entgegengesetzt sind. Zudem erscheint von den Wiener Jahrbüchern alle Viertel-Jahr ein Band. Nehmen wir an, jeder dieser Bände enthalte sechs, acht Artikel (Recensionen), macht jährlich Summa Summarum höchstens 48 Artikel. Hiervon liefern doch die österreichischen Schriftsteller wenigstens die Hälfte. Ist es nun anzunehmen, daß Herr Deinhardstein alle Jahre eine kostspielige Reise durch Deutschland unternimmt, um 24 Recensionen anzuwerben? Und doch können wir dem Gerücht kaum Glauben beimessen, daß Oesterreich diesen bisherigen Cenfor der Wiener Journale zur „Inspecirung“ der deutschen Presse ausgeschiedt habe — dazu hat dieser Herr doch gar zu viel „naive Komik“ in der Beurtheilung deutscher Zustände in seinen hiesigen Gesprächen an den Tag gelegt. Es wäre lustig, wenn Oesterreich aus solchen Rapporten die politischen Bewegungen und Bewegenden deutscher Presse kennen lernen sollte. Herr Deinhardstein wird höchstens wissen, wie der Gesellschafter von Gubitz seine „Künstlerdramen“ recensirt hat und seine „Novellen“ recensiren wird. Bekümmert hat er sich genug darum! Nein, Oesterreich schicke uns seine Hammer-Purgstall, seine Endlicher, seine Hügel, seine Hyrtl, Rokytansky u. s. w., und sie werden in

Deutschland die Verehrung finden, die ihrer Gelehrsamkeit gebührt, aber solche Käuze wie Herrn Deinhardstein sollte man zur Ehre österreichischer Wissenschaft nicht als Redacteur der „ersten wissenschaftlichen Zeitschrift“ aussenden; noch weniger aber sollte man den heiligen Ruf der österreichischen Polizeiklugheit auf's Spiel setzen, indem man Herrn Deinhardstein zur Inspicirung deutscher Presse unter Segel gegangen zu sein, den Schein läßt.

Von der Gräfin Hahn-Hahn ist schon wieder ein zweibändiger Roman unter der Presse; er führt den Titel Sibylle und soll eine ihrer besten Productionen sein. Wenn man von der Armuth deutscher Schriftsteller spricht und als Gegensatz auf die großen Honorare hinweist, welche die französischen Autoren erhalten, so möchten wir nur auf die beiden romanstreichenden Berlinerinnen aufmerksam machen! Es gibt Jahre, in welchen die Gräfin Hahn von ihrem Verleger 5000 Thaler Honorar bezieht und unter 3000 läuft selten ein Jahr ab. Das Einkommen der Frau Paalow ist nur um ein Weniges geringer. Um 5000 Thaler jährlicher Einkünfte zu haben, bedarf ein Grundbesitzer wenigstens eines Ritterguts im Werthe von 120,000 Thaler, und dabei sind die polnischen Gutsbesitzer noch der Gefahr ausgesetzt, von ihren Unterthanen den Kopf abgeschlagen oder mindestens die Robot verweigert zu erhalten. Die Verfasserin von Faustine und von Thomas Tyrnau erhalten höchstens von der Kritik einige blaue Flecken, den Kopf tragen sie nach wie vor sehr hoch und auf ihren papiernen Lehnsgütern roboten sie selber mit solchem Fleiße, daß ein Bauer mit zwei Zugochsen es ihnen kaum nachthun könnte.

An der königlichen Bühne setzt Fräulein Unzelmann ihr glänzendes Gastspiel mit gleichem Beifall fort und alle Stimmen vereinigen sich in dem Ausspruch, daß diese junge Künstlerin eins der ersten Talente ist, welche die deutschen Bühnen jetzt aufzuweisen haben. — Im Königsstädter Theater macht der Komiker VAronge in Nestroy'schen und Waimund'schen Rollen viel Glück. — Fräulein von Mara wird, — da die Tuzzel auf Gnadenweg Urlaub zu einer Badereise erhalten hat — nun doch einen Cyclus von Gastrollen geben. — Der Selbstmord eines bekannten hiesigen Bonvivant's machte diese Woche Aufsehen. Derselbe hatte innerhalb fünf Jahren ein Erbtheil von 50,000 Thaler verpraßt; als der letzte Thaler zu Ende war, setzte er sich in einen Lehnstuhl, einem großen Trumeauspiegel gegenüber, leerte behaglich eine Flasche Champagner aus und schoß sich dann eine Kugel in den Kopf, wobei ihm der Spiegel offenbar Dienste leistete. In dieser Situation trafen ihn die herbei eilenden Hausleute mausetodt, die leere Champagnerflasche neben ihm. Dieser Selbstmord fand in einem Hause dicht an der Stehelschen Conditorei statt, und die Mokka schlürfenden Zeitungscorrespondenten, die dort ihre Nachmittagsitzungen halten, hatten die piquante Neuigkeit gleich bei der Hand. —

0—0.

II.

Aus Wien.

Galizische Angelegenheiten. — Die Staatschrift. — Herr Breindl. — Atmosphärische Eisenbahn. — Männergesangsverein. —

Als in den ersten Tagen des tollen Unternehmens der Polen Alles in der gespanntesten Erwartung war, als man jede Nachricht, sie mochte noch so unwahrscheinlich sein, verbreitete und glaubhaft fand — da gab die Regierung täglich selbst Beweise in ihren Journalen, da erlaubte man sogar mirabile dictu! dem einzigen hiesigen halbpolitischen Blatte „die Gegenwart“ einen selbstständigen leitenden Artikel. Man sah damals in diesem öffentlichen Auftreten der Regierung ein vertrauensvolles Entgegenkommen, man glaubte, sie würde nun den Werth einer guten Presse kennen lernen, sie würde einsehen, wie viel es werth sei, wenn man durch die Deffentlichkeit sich mit der Nation verständige. Aber kaum ist die Ruhe wieder hergestellt, so macht die Regierung eine Reihe von Schritten, von denen einige sicher zum Wohle Galiziens, andere aber wieder zu den heftigsten Angriffen führen werden. Zu den letzteren gehören die Herausgabe der bekannten Staatschrift und das Avancement (?) und die Decorirung des bekannten Kreishauptmanns von Tarnow Breindl.

Wenn etwas den totalen Mangel einer guten schriftstellerischen Feder in der Staatskanzlei beweist, so ist es die Abfassung dieser Staatschrift. Abgesehen davon, daß es sehr kleinlich ist, diese Staatschrift nicht offen und ehrlich in Wien drucken zu lassen, und den darin enthaltenen Zeugnissen wenigstens ein officiellcs Gepräge zu geben, statt sie in einer kleinen Stadt des Auslandes an's Licht treten zu lassen, abgesehen davon, gibt diese Staatschrift durch das übersichtliche Aneinanderreihen der Facta und Documente erst den Beweis, wie übereilt und taktlos man in dieser ganzen traurigen Geschichte vorgegangen. In der schlechte, matte Styl dieser Staatschrift läßt es sogar in der Perspective erscheinen, als wenn an der vielbesprochenen Proscriptionsgeschichte doch etwas Wahres wäre, denn die Person, welche sie als den Preisausseher angibt, ist eine ganz andere, als jene, von welcher alle andern Berichte sprachen; dann stimmt auch die Zeit nicht überein, indem zwischen Beiden der Zeitraum mehrerer Tage liegt. So viel ist aber sicher, daß von den Beamten im ersten Schrecken der Ueberraschung etwas Unzukömmliches geschehen, welches vertuscht werden soll. Ist dieses aber eines Staats wie Oesterreich würdig? Wäre es nicht ebenso gerecht als hochherzig gewesen, wenn man den Beamten zur Verantwortung gezogen, und wenn nur der geringste Verdacht auf ihm ruht, ihn der allgemeinen Stimme gegenüber fallen gelassen hätte, statt ihm den Leopoldorden zu verleihen, und zum Subernium nach Mähren zu versetzen. Letzteres ist nun ebenfalls sehr bezeichnend. Denn entweder er hat sich um Galizien sehr verdient gemacht — warum versetzt man ihn dann, der so genau das Land und die Verhältnisse kennt? Hat er sich taktlos be-

nommen und den Haß des Landes auf sich geladen, warum ihn mit einem Orden schmücken, da man weiß, wie sparsam Oesterreich mit Orden umgeht. *) Beide Nachrichten werden in Galizien einen großen, aber es ist zu fürchten, sehr ungünstigen Eindruck hervorbringen. Oesterreich sollte nicht vergessen, daß Rußland Alles anwendet, um sich die slavischen Sympathien allenthalben zu sichern.

Gehen wir von diesen traurigen Gedanken auf angenehmere über, so sei erwähnt, daß nächstens an den Eisenbahnbau über den Semmering Hand angelegt werden wird, und zwar wird die Bahn nach dem atmosphärischen Princip gebaut werden. Oesterreich, das den ersten Schienenweg auf dem Continente hatte, wird nun auch die erste atmosphärische Bahn haben. — Der hiesige Männergesangsverein, der nun wohl eine der inposantesten Liedertafeln Deutschlands ist, hatte unlängst in Dornbach bei Wien eine Sängerkahrt veranstaltet. Während nun grade im Freien, umgeben von einer enormen Volksmenge Chöre abgesungen wurden, erschien die ganze kaiserliche Familie mit Ausnahme der regierenden Kaiserin, und hörten eine Zeit lang mit sichtbarem Vergnügen und der freundlichsten Herablassung den Gesängen zu. Einige Tage darauf wurde der Kaiserin, die damals nicht in Dornbach gewesen, an ihrem Namens-tage eine Serenade in Schönbrunn gebracht, wofür sie dem Fonds des Männergesangsvereins dann 1000 Fl. überwies.

III.

Aus Hamburg.

Scheimnisse des Irrenhauses. — Lottounfug. — Nikolaikirche. —

Wir leben hier jetzt in einer neuen Periode der Caricaturen und des Volkshumors, nur daß jene regelmäßig sehr plump und wiglos ausfallen und dieser sich vorzugsweise in der niedern Sphäre des berühmtesten „Hamburger Berges“ kund gibt. Besonders hat Tenny Lind, die noch immer für doppelte Entrépreise zum Nerger aller „guten Patrioten und Hamburger Bürger“ im Stadttheater singt, von den beiden Unholden auszustehen. Neben dem Actien-Theater der Vorstadt St. Pauli gibt es auf dem „Hamburger Berge“ noch ein Elysium- und ein „Harmonia-Theater,“ wo der Proletarier, Blousenmann oder Pöbe-

*) Hier gibt es allerdings möglicherweise noch einen dritten Fall, wenn nämlich der Beamte seine Aufgabe vollkommen erfüllte und gerade deshalb in Galizien nicht länger mehr bleiben kann! So weit sich die Sachen jetzt beurtheilen lassen, fällt die ganze Wucht der Verantwortlichkeit in dieser traurigen Angelegenheit, nicht den Unterbeamten, sondern deren damaligen Vorgesetzten zu. Hierüber Mehreres.

D. R. d.

lant für seinen Platz zwei Schilling (1 gGr.) zahlt; in dem ersten wird nun täglich eine Poffe „die falsche Jenny Lind“ wiederholt, in dem zweiten macht eine Jenny Lind im „Nachtlager,“ „Nachtwandlerin,“ „Norma“ volle Häuser. Man könnte diesen Scandal, dem die Polizei volle Freiheit läßt, altenglischen Humor nennen, wenn Hamburg nicht an der Elbe läge. Aber eigenthümlich ist dieser Scandal doch, und ich bin überzeugt, daß jeder Fremde, der nicht in dieser „großstädtischen Indolenz“ als Abfall der hamburgischen Aristokratie groß geworden ist, sich dabei amüßirt. Der Hamburger Volkston ist im Ganzen ungleich frischer, kerniger und elastischer als der Berliner und Wiener, wo Alles doch am Ende auf eine Nuance der Rede- und Sprachweise hinausläuft. Was aber den Lind=Wucher anbetrifft, die jeden Abend, nicht wie früher 50, sondern jetzt 100 Louisd'or bekommen soll, so müßte auch darüber einmal ein ernstes Wort gebracht werden. Wie schröpfen solche Gäste die ganze Bevölkerung, wie wirken sie auf den Pauperismus zurück. (?) Man sollte in der That dieses Capitel des Kunsttreibens von dieser Seite einmal ernstlich beleuchten. Früher, als nur drei Mal die Woche in großen Städten gespielt werden durfte, da konnten die Leute etwas ersparen, jetzt gibt es alle Tage neue zahllose Reizmittel, die Theater sind Wucheranstalten für Sängerinnen, Schauspieler, Directoren und für wahre Seelenerhebung in denselben wird nicht das Geringste gethan. Die Directoren, Cornet und Mühling, machen ebenso dieses letzte Jahr ihrer Regie noch andere Geschäfte. Es ist ihnen früher schon nachgerechnet worden, daß sie bei diesen doppelten Preisen (erster Rang fast 2 Thlr. pr.) trotz des Honorares jeden Abend 8—900 Thlr. rein Geld haben. Zu gleicher Zeit springt im Thalia=Theater tagtäglich das Price=Kinderballet neben französischen Fadaisen, während daneben hier wie im Stadttheater Fffland und Consorten floriren. Ich sollte Ihnen nichts vom Theater einmischen, allein die Hamburger Deffentlichkeit besteht eigentlch nur aus Theater=Jammer.

Ferner haben die Caricaturen den sogenannten Volkspoeten und Pamphletisten Wilhelm Hocker zum Gegenstand gehabt, der einer durch Actien begründeten europäischen Weinhalle vorstand und in diesen Tagen einen unerhörten anrühigen Bankerott machte. Man treibt ihm jetzt seine Pamphletlust reichlich zu Hause. Hohn und Spott auf allen Ecken! Das ist nach der „Tonhalle,“ welche nach dem Feuer von einem gewissen Musiklehrer Groß in's Leben gebracht wurde, denn das zweite derartige Gebäude oder Institut, welches mit Schrecken sich auflöst. Ja, es geht trotz der weißen Häusertünche, jetzt bunt her im alten Hamburg. Das in diesen Tagen stattfindende „Wettrennen“ ist auch schon durch ein angezeigtes „Esel=Wettrennen“ mit einem Kameel (Hocker) an der Spitze, persiflirt worden. Auch zum „Wettrudern und — Wettsegeln,“ zur Förderung der — Leibesübung.

Die Polizei hat in diesen Tagen zu wiederholten Malen ein Mandat erlassen, welches eine unheimliche, schauerliche Perspective auf gewisse

Nachtseiten der Gesellschaft gewährt, Nachtseiten, die Eugen Sue in seinem ewigen „Ewigen Juden“ aus dem Pariser Leben aufgegriffen und geschildert und die man, als von dort ausgehend, theils für übertrieben gehalten, theils mit Abscheu als wahr aufgenommen und gelesen hat, um sich zu sagen: Gut, daß es nur dort so ist. Leider aber scheint Paris seine schauerlichen Nachtseiten nicht allein zu haben; „wiederholt vorgekommene Contraventionsfälle“ nämlich haben die Polizeibehörde genöthigt, eine ältere Verordnung mehrere Male in dem hiesigen Intelligenzblatt abdrucken zu lassen, wodurch das betreffende Publicum verwarnend erinnert wird, „daß in hiesigen Privat- Irrenanstalten zc. keine Kranken aufgenommen werden dürfen, ohne Erlaubniß des Physicats und der resp. Behörde!“ Es dürfen also z. B. darnach keine Ehefrauen, welche vielleicht Geld hatten, oder sonst dem Herrn Gemahl beschwerlich waren, nicht als „wahnsinnig“ in solche Anstalten ad libitum untergebracht werden, um dort Jahre lang zu hausen. Man hat dergleichen, auch unter andern Umständen und Familienverhältnissen, hin und wieder erzählen gehört, ohne die anscheinende Fabel recht zu glauben, welche nun aber doch eine reichliche Portion Wahrheit enthalten haben dürfte. Wer „Hamburg ganz der Welt vorlegen und schildern könnte. Man erzählt noch so manche obscöne Mirakel socialer Verdorbenheit — sie sind vielleicht alle wahr! Und diese Sardanapale klappern immer mit dem Golde, schlagen der Presse ein Schnippchen, erklären für Lüge, was wirklich lägenvoll aussieht, unterdrücken was dumm genug ist, sich unterdrücken zu lassen, und brutalisiren aristokratisch hohnlächelnd weiter! In den „Hamburger Geheimnissen“ von Christern ist Manches obiger Art angedeutet, der Verfasser scheint es entweder aus Zweifel oder aus Besonnenheit für besser gehalten zu haben, nur anzudeuten, als ganz zu schildern, was er wußte. Gutzkow sagte deshalb mit Recht, die wahre Mysterienliteratur ist eine eigene Erscheinung, deren Folgen man noch nicht absehen kann, wo sie nicht auf Erfindung, sondern auf Wirklichkeit beruht. — Im „Herold“ war kürzlich von den Leiden des Baier'schen Lotto die Rede. Damit, mit dem Zahlenlotto nämlich, ist es in Hamburg abermals eigenthümlich. Hamburg hat selbst kein Zahlenlotto, ja, die Polizei verbietet von Zeit zu Zeit sogar das Collectiren bei hoher Strafe; dessen ungeachtet sollen unter den Augen eben dieser Polizei zwei Juden fortwährend selbst eine Lottobank, nach der holstein-dänischen Ziehung, und alle Krämer, Käsehöcker u. A. schreiben Nummern“, halfen zum Besten jener beiden Leute das arme Volk aussaugen; sogar von Zeit zu Zeit, pro forma Strafgeelder, aber aufhebt sie die so noble Sippenschaft nicht. Wer sich aber vorwiegend untersteht, der bedrängten, an Pfänder geprellt-anleihenden Armuth das Wort zu reden, sich für sie irgend zu verwenden, der kommt in des Teufels Küche, da die Polizei behauptet, das gehe nur sie an, sei dem Bureau ihrer Verwaltung zugeschrieben, ja er kann mit Strafe und langer Nase abziehen, wenn er sich — gemäß seinem Bürger-Brief-Eid für Zustände verwendet, die — ihn später angeblich nichts angehen sollen.

Mit dem Bau der neuen Nikolai-Kirche, nach dem Plane des Londoner Architekten Gilbert Scott ist lange innegehalten worden; jetzt wird aber wieder fortgefahren, nachdem der Streit, in welchen die Bau-Comité mit ihrem Architekten gerathen war, ausgeglichen ist. Dieser hatte nämlich nur eine Schiffkirche entworfen, jene wollte hinterher aber durchaus eine Kreuzkirche. Natürlich konnte Scott aus pecuniären und artistischen Gründen solchem Willen nicht nachkommen. Jetzt aber wird es doch eine Kreuzkirche und die verehrliche Baudeputation zeigt an — man staune über ihre Behandlung und Achtung der öffentlichen Meinung — „daß sie sich freue, daß es bei dem ursprünglichen (!) Plane verbleibe.“

IV.

Notizen.

Die gefräßige Reisetasche. — Acht Reisebriefe. — Kaiser Joseph. — Heinrich Heine und die drei Allgemeinen. —

Jetzt, wo die Schnelligkeit der Eisenbahnfahrten den Reisenden nicht Zeit lassen, in den Gasthöfen der kleinen Zwischenstädte sich lange aufzuhalten, suchen sich die Wirthe durch besondere Kunstgriffe für die Hast zu entschädigen, mit welcher man an ihnen vorüberleitet und Ausländer, die mit der Sprache und der Sitte des Landes weniger vertraut sind, werden dabei die leichtesten Opfer. Unlängst kam ein deutscher Reisender, der über Belgien nach Paris ging, in Valenciennes an, wo wegen der Grenzformalitäten eine Stunde verweilt und gleichzeitig zu Nacht gespeist wird. Nach deutscher Vorsichtssitte stellte unser Reisender seinen Nachtsack neben sich auf den Stuhl, während er sich zu Tische setzte. Als er abgespeist hatte, wunderte er sich nicht wenig, daß man ihm ein Souper für zwei Personen berechnete. Vergebens reclamirte er, der Kellner behauptete, die Reisetasche habe den Platz einer Person eingenommen, und es sei dem Wirth dadurch Schaden entstanden, der vergütet werden müßte. Mittlerweile klingelte man zum letzten Male und der Reisende mußte, um nicht seinen Platz auf der Eisenbahn zu verlieren, das Verlangte rasch bezahlen, ein Umstand, auf den man auch im Voraus gerechnet zu haben schien. Vierzehn Tage später reiste unser Landsmann wieder zurück. Abermals wurde in Valenciennes Halt gemacht, abermals setzte man sich zu Tische und abermals stellte unser Reisende seinen Nachtsack neben sich auf den Stuhl. Allein dieses Mal öffnete er bei jeder Schüssel, die servirt wurde, seinen unzertrennlichen Begleiter und steckte bald ein Stück Rostbeef, bald ein halbes Huhn, bald ein Stück Schinken hinein. Keine Speise geht vorüber, von der nicht die gefräßige Reisetasche ihren Antheil erhält. Endlich wurde die Sache zu arg und der Wirth kam auf die Anzeige der Kellner selbst herbei und stellte den

Reisenden zu Rede; dieser aber antwortete kaltblütig: „Legst du, als ich für meinen Begleiter zahlen mußte, war er müde und hatte keinen Hunger, heute aber ist sein Appetit ganz vortrefflich und er sucht sich zu entschädigen. Unser Landsmann, der während seines Aufenthalts in Paris seine Zunge etwas geläufiger im Französischen gemacht hatte, erklärte hierauf den übrigen Gästen sein früheres Abenteuer und Alle zollten ihm lachend Beifall.“

Die „acht Reisebriefe aus Deutschlands erstem Seehafen“, welche die Grenzboten in No. 28 und 29 enthielten, sind nun in Hamburg als selbstständige Broschüre im Druck erschienen. Um nun durch diese fast gleichzeitige Publication nicht in den Verdacht zu kommen, als hätten wir jene Broschüren für die Grenzboten benützt, müssen wir erklären, daß der Herr Verfasser (Dr. Freiherr von R.) uns den Artikel im Manuscript zugesendet hat, mit der Bemerkung, daß er später als eigene Schrift erscheinen würde. Die Hamburger Verlags-handlung hat jedoch offenbar diesen Zeitraum gekürzt und die Broschüre ist somit unseren Hefen in wenigen Tagen nachgekommen.

Von den bekannten Briefen Joseph II. ist jetzt die dritte Auflage erschienen, zeitgemäß eingeleitet und erklärt von Franz Schuselka. Noch immer darf bloß der verbannte Schriftsteller, der mit Heimath und Vaterland auf längere Zeit abgeschlossen hat, es wagen für den einzigen wahrhaft großen Mann, den Oesterreich hervorgebracht, für den hellsten Punkt seiner Geschichte, offene Begeisterung an den Tag zu legen. Das Andenken an Kaiser Joseph ist in Oesterreich, wenn auch nicht mehr so stark proscribirt wie in den zwei verflossenen Jahrzehnten, doch immer noch als halb revolutionär verdächtigt, und die Censur macht noch immer ihre röthesten Striche bei jedem vollen Lob des gekrönten Humoristen. Und doch war es eben Joseph II., hinter den man sich flüchtete bei den schweren Anklagen, die in der galizischen Angelegenheit lezt hin gegen Oesterreich ertönten. Das Urbarialgesetz und wieder das Urbarialgesetz wurde den Feinden auf der französischen Tribüne vorgehalten; dieser Rest der Josephinischen Gesetzgebung, den man glücklicherweise nicht aufgehoben hatte, wie so viele andere wird jetzt als ein Palladium österreichischer Humanität der Welt vorgezeigt, obschon man den schönen Anfang, den der kaiserliche Märtyrer seinen Erben zur Fortbildung für ruhigere Zeiten vererbte, ganz in seinen primitiven Formen rosten ließ, wie er vor funfzig Jahren erschienen. Daß Joseph nicht vergebens gelebt und gestrebt hat — sagt Schuselka — ist am deutlichsten dadurch bewiesen, daß es eben noch ein mächtiges Oesterreich gibt. Dieses ist dem Grundwesen nach ein Product der Josephinischen Reformen. Erst Joseph hat aus den planlos zusammengeführten österreichischen Ländern einen wahren Staat gemacht; er hat die vergrabenen Schätze dieser Länder zugänglich gemacht und die schlummernden Kräfte der Völker geweckt und befreit.

Was in Oesterreich noch von Licht und Leben ist, das verdanken wir Joseph und dem verdankt Oesterreich seine Erhaltung und Dauer. Die blind wüthende Opposition gegen die kaiserlichen Reformen war weit weniger eine Wirkung dieser Reformen, als vielmehr eine Folge der langen Knechtung und Verdammung der Völker. Das Schicksal Joseph's hätte also von dem alten Systeme abschrecken, nicht aber zu demselben zurückführen sollen. Heutzutage ist im Geiste und Gemüth der Völker lebendig, was damals der edle Kaiser einsam und allein gedacht und gewollt. Seine damaligen Wünsche sind jetzt die heißeste Sehnsucht der Völker. Alles was die jetzige Opposition in Oesterreich tadelt, was sie verwirft und verlangt, das tadelt, verwirft und wünscht sie im Geiste Joseph's. —

— Die Zeitungen haben es auf Heinrich Heine abgesehen. Kaum wurde die Lügennachricht von seiner Erkrankung in einem Pariser Irrenhaus auf ihren Werth zurückgeführt, so tischte man wieder die Nachricht von seinem Tode in der Schweiz auf. Das Komischste bei der Sache war, daß an demselben Tage, wo die Deutsche Allgem. Ztg. die Todesanzeige aus der Schweiz (vom 1. August datirt) brachte, die Augsbg. Allgem. Zeit. eine Correspondenz aus Bareges datirt vom 26. Juli aus Heine's Feder selbst und mit seinem wohlbekanntem ~~S~~ Zeichen enthielt, worin er sich über das ausgesprengte Mährchen von seiner Irrenhauswohnung lustig macht. Wenn Heine sogleich, nachdem er die Feder ausgesprochen, mit der diese Correspondenz für die Augsburger Allgem. Ztg. geschrieben, rasch Postpferde genommen hätte, um in der Schweiz nach dem Willen der Deutschen Allgem. Zeit. zu sterben, so hätte er dem Postillon für jede Station mehr Trinkgeld geben müssen als die Deutsche Allgemeine für eine Correspondenz Honorar bezahlt. Mit gewöhnlichen Trinkgeldern wäre er nicht zur rechten Zeit angekommen. Daß die Deutsche Allgem. Zeitung die allarmirende Lügenpost brachte, würden wir ihr nicht verargen; irren ist — zeitunglich! Aber nachdem sie erst 14 Tage früher eine falsche Nachricht über dieselbe Person gebracht hat, durfte man bei der neuen Ente wenigstens ein eingeschobenes Fragezeichen von der Redaction erwarten. Herr Prof. Bülow scheint aber auf Leben und Tod eines unserer größten Dichter so wenig Werth zu legen, daß er es nicht einmal der Mühe werth hielt, vorn im Inhaltsverzeichniß der betreffenden Nummer des Heinishen Todes Erwähnung zu thun. Heine ist allerdings ein großer Sünder; indessen hat sogar die Preussische Allgemeine, welche jene Todes-Nachricht nachdruckte, es angemessen gefunden, in ihrem Inhaltsverzeichniß ihm ein Kreuz zu spenden: Heine †.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrá.